

„Österreich ist für Unternehmen eine gute Heimat“

Für Unternehmen gebe es niedrige Steuern und sozialen Frieden, sagt AK-Direktor Muhm.

VON JAKOB ZIRM

Die Presse: Ist Österreich ein unternehmerfreundliches Land?

Werner Muhm: Ja, ich halte Österreich für unternehmerfreundlich. Etwa, wenn man sich die Steuerstruktur ansieht. Auch die Sozialpartnerschaft, die immer für einen Interessenausgleich sorgt, oder die nun ausgedehnte Forschungsprämie zeigt, dass die Unternehmen in Österreich eine gute Heimat haben.

Woher kommt dann die Kritik der Unternehmerschaft an hoher Steuerbelastung und hohen Lohnnebenkosten?

Der Faktor Arbeit ist im internationalen Vergleich sehr hoch belastet, das stimmt. Der Grund dafür ist, dass etwa die Familien- oder die Wohnbauförderung Teil der Lohnnebenkosten ist, obwohl sie mit der betrieblichen Sphäre gar nichts zu tun hat. Wir haben das auch immer kritisiert. Die Unternehmenssteuern sind jedoch sehr günstig. So wurde etwa die Körperschaftsteuer gesenkt, während sich die Gewinne deutlich nach oben entwickelten. Da wird zum Teil ungerechtfertigt gejammert.

Wie erklären Sie sich dann, dass in Österreich laut internationalen Studien wenig Unternehmen gegründet werden?

Wir haben zwar niedrigere Gründungsraten als in anderen Ländern, dafür sind die Unternehmen meist auch lebensfähiger. Ich glaube daher nicht, dass sich die niedrige Gründungsrate auf die gesamtwirtschaftliche Situation negativ auswirkt.

Gibt es Ihrer Meinung nach die Scheu vor dem Risiko, die den Österreichern in den Studien attestiert wird?

Ich sehe das nicht. Das tragende System der heimischen Wirtschaft sind ja erfolgreiche Klein- und Mittelunternehmen. Diese sind der Öffentlichkeit weniger bekannt, weil sie meist nicht im Konsumentengeschäft tätig sind. Aber woher ist beispielsweise die Technik gekommen, die jetzt die Bergarbeiter in Chile gerettet hat? Aus Österreich. Heimische Firmen sind in vielen Bereichen Weltmarktführer, man kennt sie nur nicht. Ich glaube nicht, dass alle Österreicher nur Beamte sein wollen. Sonst hätte es diese dynamische Wachstumsentwicklung der letzten 20 Jahre nicht gegeben.

Ist Unternehmer für Sie ein positiv besetztes Wort?

Ich fühle mich der solidarischen Leistungsgesellschaft verbunden. Und in einer solchen bedarf es auch Unternehmers. Wenn es die nicht gäbe, dann gäbe es vieles nicht. Ich habe mit ihnen kein Problem.

Zur Person



Werner Muhm ist seit 2001 Direktor der Wiener Arbeiterkammer. Der 60-Jährige trat bereits nach seinem BWL-Studium in die Arbeitnehmervertretung ein und unterbrach seine AK-Karriere nur durch ein Gastspiel beim ÖGB. Muhm gilt als wichtiger Berater von Bundeskanzler Werner Faymann.

[Bild:Stel]



Schafe stehen gerne mitten im Rudel und müssen daher keine Entscheidungen treffen. Wölfe leben wesentlich selbstständiger. Dafür tragen sie auch das Risiko, manchmal nichts zu beißen zu haben.

VON FRANZ HIRSCHMUGL

Schafe gelten nicht gerade als sehr selbstständig. Sie stehen gern mitten im Rudel, lassen sich vom Chef namens Hirtenhund von dort nach da schicken, und müssen deshalb auch keine Entscheidungen fällen. Und sie vermeiden um Gottes willen jede Form von Risiko. Dafür gibt es meistens was Gutes zum Futtern.

Wölfe hingegen sind aktiv, gern allein, wenn es wirtschaftlich gesehen von Vorteil ist, auch im Rudel anzutreffen, entscheiden blitzschnell, sind hervorragende Jäger und lange nicht so blutrünstig, wie uns die Brüder Grimm weismachen wollten. Die Lust am Unternehmen führt manchmal dazu, dass sie tagelang nichts zu beißen kriegen. So ist halt das Leben in der freien Wildbahn. Nicht ganz risikolos.

Ein Land voller Schafe

Ein Blick in eines der größten Studentenheime des Landes zeigt, dass Österreich drauf und dran ist, ein Land mit vielen braven Schäfchen zu werden.

„Wir schließen mittlerweile 70 Prozent unserer Verträge mit den Eltern ab“, sagt ein Betreiber von 1600 Studentenzimmern. Tendenz steigend. Die Mama kommt freitags putzen. Sollte das Lamperl am Nachtkästchen ausfallen, ruft der Herr Papa an. Manchmal sogar der Anwalt. Auch sonst ist es sehr beschaulich geworden: War die Heimbar in den Siebzigern siebenmal die Woche mehr oder minder durchgehend geöffnet, so müht man sich jetzt alle zwei Wochen ab, wenigstens einen Abend lang den Nachwuchs aus der Reserve respektive den Zimmern zu locken.

Gemeinsame Aktivitäten? Kaum. Widerstand? Null. Ausland? Lieber nicht. „Vor 20 Jahren noch ist jeder Student für sich selbst zuständig gewesen, kaum jemand hätte sich von den Eltern umsorgen lassen. Heute haben wir Mühe, jene Eltern abzuwehren, die einen Zweitschlüssel verlangen“, sagt der Studentengastgeber.

Resümee: Zu viel Selbstständigkeit ist dem Nachwuchs von heute ein Gräuel.

Dabei hat der Linzer Marktforscher Werner Beutelmayer neulich festgestellt, dass 68 Prozent der befragten Eltern angeben, dass Selbstständigkeit für sie das wich-

Von Schafen und Wölfen

Essay. Österreich mag seine Unternehmer ohnehin nicht besonders. Jetzt aber geht es der Selbstständigkeit als Haltung endgültig an den Kragen. Eine Besorgnis.

tigste Erziehungsziel sei. Und dass das auch so gelebt werde. Seine nicht ganz unhaarsträubende Begründung: 21 Prozent der 14-jährigen Österreicher entscheiden ganz allein, welcher Computer gekauft wird. Und 47 Prozent der Kinder nehmen starken Einfluss auf die Auswahl des Urlaubsortes. Na, wenn das so ist.

Im richtigen Leben, jenseits von Fragebögen, macht sich die „Ich bin ein braves Schäfchen“- Haltung durchaus schon in den Unternehmen bemerkbar. Ein oberösterreichischer Industrieller, global aufgestellt, hatte sein Schlüssel-Erlebnis, als er eine Nachwuchshoffnung in die amerikanische Filiale seines Unternehmens schicken wollte: „Das wird schwer“, haben meine Leute gesagt. „Wer setzt sich denn in ein amerikanisches Büro, klein, fensterlos, simpel eingerichtet? ‚Moment‘, sag ich, ‚ich bin mit 25 in London zu viert im Cubical gesessen, fensterlos. Wir haben 14 Stunden am Tag gearbeitet und im Übrigen überhaupt nicht darüber nachgedacht.“ Die Antwort: „Ja, die Jugend von heute ist schon anspruchsvoller.“

Dem Komfort geopfert?

Wird die Selbstständigkeit auf dem Altar des Komforts geopfert? Sind jene Eltern schuld, die ihre Kinder nicht in die Welt schicken, sondern viel zu lange am Gängelband haben wollen? Sind es die Väter, die ihren halbwüchsigen Söhnen in der Fußballkabine die Schienbeindeckel montieren? Sind es jene Mütter, die der Lehrerin erklären, dass ihr hochbegabtes Mädchen vor dem Rest der Klasse, sprich den einfachen Geistern, geschützt werden müsse? (PS: Rund ein Drittel der Eltern einer herkömmlichen Volksschulklasse hegt mitt-

lerweile den Genieverdacht gegenüber dem eigenen Nesthäkchen.)

Es stimmt schon: Bisher hatten sich die Menschen aller Generationen gewünscht, dass es den Nachkommen besser gehen sollte als einem selbst. Wir hingegen sind die erste Generation, die hofft, dass es den Nachkommen nicht schlechter

„Wie Unternehmen funktionieren – dass Umsatz nicht gleich Gewinn ist –, steht nicht auf der schulischen Agenda.“

als uns selbst gehen möge. Offensichtlich haben wir die Welt klimaa-, ressourcen- oder armutsmäßig nicht sehr nett behandelt. Das daraus resultierende schlechte Gewissen führt wohl dazu, dass wir unseren Kindern alles supernett machen wollen. Und richten es so ein, dass die lieben Kleinen, auch wenn sie gerade 19 Jahre alt geworden sind, möglichst wenig selbst in Angriff nehmen sollen. Und müssen. Der „Prinz von Zamunda“ ist in der österreichischen Durchschnittsfamilie angekommen.

Und dennoch, an dieser Stelle ein großes Aber: Denn in Österreich machen beileibe nicht nur die Eltern Jagd auf die Selbstständigkeit. Diese Jagdgesellschaft hat viele Mitglieder. Und alle Teilnehmer haben gute Gründe mitzumachen. Bevor wir uns ihrer in loser Reihenfolge annehmen, fordern wir aber noch einen wissenschaftlichen Beleg für die These, dass die Selbstständigkeit als Haltung in Österreich über kurz oder lang aussterben wird. Und dass es dann unglaublich viele Schafe, aber

kaum noch Wölfe geben wird. Und dass damit in weiterer Folge der Wirtschaft zwar jede Menge geneigter Mitarbeiter zur Verfügung stehen werden, aber es an Unternehmern mangeln wird.

Als Zeugen der Besorgnis rufen wir die Wissenschaftler des steirischen Joanneum auf, die als österreichischer Beitrag am „Global Entrepreneurship Monitor“ mitarbeiten. Die Studie weist aus, dass gerade einmal 2,5 Prozent der Erwachsenen hierzulande als Unternehmensgründer tätig werden. Das heißt umgekehrt, dass 39 von 40 Österreichern die Sicherheit der Anstellung der unternehmerischen Freiheit in jedem Fall vorziehen. Damit nimmt Österreich unter den 42 untersuchten Ländern den letzten Rang ein.

Hohe „Risiko-Aversion“

Der wichtigste Grund, so die Autoren, liege „an den vorherrschenden soziokulturellen Normen“. Konkret sprechen sie in erster Instanz „die allgemein in Österreich vorherrschende Risiko-Aversion an“. Gepaart mit einem im internationalen Vergleich geringen Maß an Eigeninitiative, Selbstständigkeit und Entschlossenheit bilde dies einen relevanten hemmenden Faktor der unternehmerischen Aktivität. In solchen Momenten erscheinen die Ergebnisse der österreichischen Schüler beim PISA-Test und auch jene der heimischen Fußball-Nationalelf dann auch nicht mehr so schlimm.

Wundern sollten wir uns nicht. In einem Land, in dem der Staatsfunk namens Ö3 ab Dienstagtrifft das kommende Wochenende als Rettung von der Arbeitswoche herbeisehnt, müssen die Menschen doch irgendwann glauben, dass Arbeit

eine leidvolle Unterbrechung ihrer Freizeit ist und selbstständiges Denken des kapitalistischen Teufels ist.

Ähnliche Befürchtungen leiten natürlich auch unser Schulsystem. Der durchschnittliche Maturant weiß zwar, dass man im australischen Perth von Schwerindustrie leben kann und dass im bulgarischen Plovdiv Rosenöl produziert wird. Wie Unternehmen funktionieren, dass Umsatz nicht gleich Gewinn ist, dass und wie man Steuern zahlt – das hingegen ist nicht Gegenstand der schulischen Agenda.

Wirtschaftskunde mit Wandtafeln

Machen wir reinen Tisch: Wer nach wie vor „Geografie- und Wirtschaftskunde“ mit Wandtafeln und Schaubildern unterrichtet, der macht das absichtlich. Wir zitieren aus einem Statusbericht: „Ergänzt wird der Wirtschaftskundeunterricht im Praktischen, etwa mit der verbindlichen Übung Berufsorien-

„Wer die Sicherheit der Freiheit vorzieht, ist zu Recht ein Sklave.“
Aristoteles

tierung.“ Welches Jahr schreiben wir denn eigentlich?

Und so passiert Folgendes: Weil wir Österreicher gern gut essen, haben wir folgerichtig Knödelakademien eingerichtet; weil wir gern und gut Löcher in Berge graben, betreiben wir die Höhere technische Lehranstalt. Und natürlich braucht ein Land, dessen Identität mit Abfahrtsiegen genährt wird, Skigymnasien. Nicht zu vergessen die Handelsakademien, die sich um die Ausbildung von Buchhaltern kümmern. Von Menschen also, die „im System arbeiten“. Dagegen ist nichts einzuwenden – wir bräuchten nur ganz dringend Ausbildungsstätten, aus denen Menschen hervorgehen, die „an Systemen arbeiten“ können.

Systemisch spannend ist dabei die Frage, die man sich immer stellen sollte, wenn absurde Missverhältnisse besonders lange anhalten: Wer zieht denn einen Nutzen aus der Tatsache, dass Wirtschaft, Selbstständigkeit oder gar Risiko an Österreichs Schulen nicht einmal ein Randthema ist? Richtig: die Bürokratie.

Allein der öffentliche Dienst beschäftigt rund 650.000 Menschen. Von staats- und andersnahen Institutionen gar nicht zu sprechen. Die „Privatwirtschaft“, wie unsere Politiker gern in einem Wort ihren Zugang zum Unternehmertum offenlegen, darf auf keinen Fall mit zu viel Nachwuchs versorgt werden. Die dramatische „Verschulung“ vieler Studienrichtungen an unseren Universitäten durch den europäischen Bologna-Prozess ist dabei eine willkommen Hilfe. Fahrenheit 451 in Rot-Weiß-nix-Rot.

Was sagt den eigentlich die Wirtschaftskammer dazu? Ganz Bürokratie, aber doch unternehmensnah, bietet man jungen Leuten einen „Unternehmerführerschein“ an. In ein paar wenigen Stunden wird willigen Schülern den beibracht, wie lustig das Unternehmenseben ist. „Wie werde ich Josef Zotter?“ Im Schnellsiederkurs zusagen. Das ist ungefähr so, als würde man versuchen, Österreichs Medaillenbilanz bei den Olympischen Sommerspielen mit einem verstärkten Angebot an Freischwimmerkursen zu verbessern.

Währenddessen hat eine Reihe von amerikanischen Bundesstaaten als Reaktion auf die Krise einen verpflichtenden Wirtschaftsunterricht eingeführt. Den Schülern werden wirtschaftliche Grundlagen vermittelt. „Newsweek“ hat in diesem Zusammenhang die pädagogischen Konzepte auf beiden Seiten des Atlantiks verglichen. Ergebnis: In europäischen Lehrbüchern werden freie Märkte gern mit Ausbeutung gleichgesetzt. Junge Amerikaner hingegen sollen die Marktwirtschaft als Chance begreifen. Das macht einen Unterschied. Wenn sich in den Staaten jemand einen Porsche kauft, denkt sich

sein Nachbar: Nächstes Jahr will ich auch einen haben. Hierorts denkt sich der Nachbar: Nächstes Jahr kann sich der Leasingrater für das Auto ohnehin nicht mehr leisten.

Apropos Ausbeutung: Solange die Gewerkschaften den Eindruck haben, dass sie das Gegenteil von Wirtschaft und nicht ein für das soziale Controlling zuständiger Teil derselben sind, wollen wir sie hier strafweise nicht erwähnen.

Rekorde relativieren sich

Werfen wir stattdessen einen Blick auf die jährlich publizierten Gründerzahlen. Würden die stimmen, müsste Österreich von Unternehmen nur so strotzen. Beim genaueeren Hinschauen aber relativieren sich die alljährlichen Rekordmeldungen ziemlich schnell. Zum einen stehen laut Statistik Austria den 28.800 Neugründungen immerhin 25.800 Unternehmensschließungen gegenüber. Außerdem sind die überwiegende Zahl der Neugründungen sogenannte EPU: Ein-Personen-Unternehmen.

Masseur, Pfleger, Designer. Und -innen. In Wien zum Beispiel 84 Prozent. Der Wirtschaftskammer ist anzurechnen, dass sie jenen Menschen, die sich zur Gründung eines Unternehmens entschlossen haben, effizient hilft. Aber dass es so weit kommt, dass jemand in Österreich selbstständig oder gar unternehmerisch wird, dafür fühlt sich niemand zuständig.

Ganz im Gegenteil. Bleiben wir noch ein wenig in Wien. Gut und gern die Hälfte der volkswirtschaftlichen Leistung der Stadt unterliegt einem estatistischen Einfluss. Einerseits wird da fröhlich alimentiert, andererseits werden durch Auftragsvergaben Abhängigkeiten geschaffen. Wer traut sich, mutig

Stellung zu beziehen, wenn sein Unternehmen an öffentlichen Aufträgen hängt? Auch so wird Selbstständigkeit Stück für Stück abgebaut.

Egal, könnte man sagen. Sollte man aber nicht. Denn im Worst-Case-Szenario wird Österreichs Wirtschaft der wichtigste Rohstoff ausgehen – die hellen Köpfe. In fünf Jahren kommen erstmals weniger Junge in den Arbeitsmarkt, als Ältere in den Ruhestand gehen. Diese wenigen Jungen werden anspruchsvoller sein und größten Wert auf Work-Life-Balance legen (auch um den Preis, weniger zu verdienen). Die Unternehmen müssen wohl mit kreativen Jobbeschreibungen, mit flexiblen Verträgen, mit Sabbaticals, kurz mit mehr Freiheiten für die Mitarbeiter reagieren. Die aber werden, zu Schäfchen erzogen, freundlich nicken, die Freiheiten aber mangels Selbstständigkeit nicht nutzen können.

Wir lernen daraus: Schäfchen zählen taugt nur als Einschlafübung. Was ist also zu tun? Gibt es einen Hoffnungsschimmer für die Selbstständigkeit? Es wird an den Unternehmern liegen, das „Abenteuer Wirtschaft“ in die Schulen zu bringen. Und wenn nicht gleich in alle, so doch in einige wenige. Wenn ohnehin viele Schulen angesichts fallender Schülerzahlen um ihre Existenzberechtigung kämpfen, müssten doch ein paar Wirtschaftsgymnasien machbar sein. Zur Not von unternehmerischen Menschen initiiert. Am besten mit einem Unterrichtsgegenstand, der so ähnlich wie „Risiko- und Entscheidungskunde“ heißt.

Beugehaft für Ö3-Redakteure

Hilfreich wäre auch, die Politikergehälter an die Selbstständigengquote zu koppeln (in Zusammenhang mit einem PISA-Test für Unternehmertum) oder auch Ö3-Redakteure mit Beugehaft für wirtschaftsfeindliche Einwürfe zu bedrohen.

Bis dorthin bleibt wohl nur der Aufruf an p. t. Elternschaft: Gebt euren Kindern eine Chance – indem ihr ihnen so früh wie möglich so viel Verantwortung wie möglich überträgt. Schickt sie ins Ausland (und nicht nur Studenten, sondern auch die jungen Facharbeiter). Ein Semester im Cubical kann ihr Leben verändern.

Mehr können wir für Österreich im Moment nicht tun.

„Wer in Österreich scheitert, gilt als Versager“

Hohe Lohnnebenkosten belasten die Wettbewerbsfähigkeit, sagt DiTech-Chefin Izdebska.

VON JAKOB ZIRM

Die Presse: Ist Österreich ein unternehmerfreundliches Land?

Aleksandra Izdebska: Dazu habe ich eine ambivalente Meinung. So ist Österreich ein sicheres Land. Es gibt eine hohe Rechtssicherheit, und man muss nicht fürchten, dass plötzlich jemand Geld verlangt, weil es sonst „Probleme“ gibt. Das ist nicht überall so. Zusätzlich gibt es viele Menschen mit guter Ausbildung. Aber es gibt auch negative Punkte: etwa die hohen Lohnnebenkosten. Die Nettolöhne sind ja mit anderen Ländern vergleichbar. Wenn man ein Serviceunternehmen betreibt, bei dem man viele Mitarbeiter braucht, ist es fast unmöglich, wettbewerbsfähig zu sein.

Ist das der Grund, warum es in Relation zu anderen Ländern wenig Unternehmensgründungen gibt?

Es ist ein Grund. Hinzu kommt die soziale Tradition in Österreich. Die Versorgung der Menschen ist auf jeden Fall gewährleistet. Wenn man keine Arbeit findet, muss man nicht zwangs-läufig selbst eine schaffen. In anderen Ländern wie in den USA ist das nicht so. Dort sind die Menschen gezwungen, Unternehmer zu werden, wenn sie keinen Arbeitsplatz finden. Außerdem ist es als Jungunternehmer schwierig, Geld zu erhalten. Mein Mann und ich waren vor zwölf Jahren auf den privaten Kredit eines Bekannten angewiesen. Den Banken war unsere Idee zu unsicher.

Welche Rolle spielt die Scheu vor dem Risiko?

Unternehmerschaft ist mit hohem Risiko verbunden. Wenn man in Österreich scheitert, ist das eine persönliche Niederlage. Auch in der Gesellschaft wird man als Versager abgestempelt. Im angloamerikanischen Raum sieht man das eher als Chance, etwas daraus zu lernen.

Warum haben Sie und Ihr Mann ein Unternehmen gegründet?

Wir kommen beide aus Unternehmerfamilien. Wir hatten daher nie Angst vor der Unternehmerschaft. Für uns war es schon als Kind ganz normal, dass man beim Abendessen darüber redet, wie viele Kunden man hat und wie viel verkauft wurde und wie man das Geschäft besser machen kann. Das war für uns beide nichts Neues. Das war ein Vorteil.

haben Sie Ihren Entschluss je bereut?

Nein, auf keinen Fall. Natürlich ist man mit dem Kopf immer beim Unternehmen. Dank der neuen Technik kann man das aber auch im Urlaub am Strand machen. Im Gegenzug habe ich viele Freiheiten. Und ich arbeite nur mit Menschen, die ich wirklich mag.

Zur Person



Aleksandra Izdebska kam 1992 als 16-Jährige mit ihren Eltern aus Polen nach Österreich. 1999 gründete sie mit ihrem Mann Damian Izdebski den Computerfachmarkt DiTech. Heute hat das Unternehmen 16 Standorte in Österreich, beschäftigt rund 270 Mitarbeiter und erzielte zuletzt 73,8 Millionen Euro Umsatz. [DiTech]